

Alles schon mal dagewesen. Oder?

Donauesschinger Musiktage (14. bis 16. Oktober 2016)

Die Donauesschinger Musiktage, das weltweit älteste und bedeutendste Festival für Neue Musik, haben auch im 95. Jahr ihres Bestehens wieder an die 10 000 Konzertbesucher angelockt. Mehr als 300 Künstlerinnen und Künstler beteiligten sich, 17 Uraufführungen und vier Klanginstallationen gab es zu erleben.

Nach dem plötzlichen Tod von Armin Köhler hatte 2015 Björn Gottstein die Intendanz übernommen, aber auch im zweiten Jahr seiner Amtszeit geht er noch keine eindeutig neuen Wege. Was natürlich auch schwer möglich ist, denn durch die lange Vorlaufzeit der Auftragskompositionen stammten auch 2016 noch etwa 60 Prozent des Programms von Armin Köhler. Gottstein ist ein Mann des schleichenden Übergangs. «Es wird keinen radikalen Bruch geben. Donauesschingen ist einfach ein tolles Festival; was hier gefeiert wird, soll auch weiter hier gefeiert werden», sagt er. Neu gibt es zwar sogenannte «Kommodengespräche» mit den Komponistinnen und Komponisten oder die «Donauesschinger Lectures» (*On Zukunftsmusik* des Philosophen Roger Scruton), neu ist auch die konsequente Zweisprachigkeit deutsch/englisch im Programmheft. Das aber sind Neuerungen in homöopathischer Dosis und kein radikaler Bruch. Für einen solchen sieht Gottstein denn auch keinerlei Veranlassung. Lieber verzichtet er auf ein jährliches Motto (2013 waren das etwa «musikalische Grossformen») und möchte – vorerst zumindest, bis sich seine eigene Handschrift entwickelt – beobachten und die vielfältige Szene der Neuen Musik abbilden.

Und sie ist vielfältig, diese Szene – was wohl auch der derzeitige Trend ist: dass es eben keinen gibt und sich die Heterogenität weiter auffächert. Elektronik und Live-Elektronik findet man ohnehin in fast jedem Konzert, kaum eine

Komposition kommt ohne diese Erweiterungen aus. Aber darüber hinaus franst die zeitgenössische Musik an ihren Rändern zunehmend aus und geht Verbindungen zu anderen Genres ein. Waren das letztes Jahr Performance und Video, fanden sich in diesem Jahr Schnittpunkte mit Jahrtausende alten mittelamerikanischen Kulturen (*Caral* von Martin Jaggi), mit Pop (*Die schönsten Schlager der 60er und 70er Jahre* von Peter Ablinger, eine launige Collage flirrender Klangpunkte in einem Tonika-Dominante-Netz), mit Free Jazz (*Discorde* von Michael Wertmüller oder *Cold Cadaver* von Bernhard Gander mit einem hervorragenden Klangforum Wien und dem nicht minder grandiosen Steamboat Switzerland) oder auch mit Death Metal, einer der Hardcore-Versionen des Heavy Metal (*Blutrausch* von Klaus Schedl). Das sind mehr oder weniger gelungene Versuche einer Synthese zunächst disparater Formen, die miteinander kämpfen, sich überlagern, bereichern oder auch versklaven: Vieles lässt sich kritisieren – und genau das wird und wurde es auch, in zahllosen Gesprächen und für einmal auch wieder hitzigen Diskussionen im Publikum. Hier liegt ein fruchtbares Potenzial: es darf wieder gestritten werden. Die alten Dogmen haben sich ohnehin längst aufgelöst, der Diskurs ist vollkommen offen geworden. Mehr denn je ist alles im Fluss, werden unterschiedlichste ästhetische Positionen untersucht, durchgespielt, entworfen, verworfen.

Dazu kommt ein zweiter Punkt: Die jüngere Generation ist daran, alles noch einmal auf den Prüfstand zu stellen, also auch die längstens etablierten Institutionen der Neuen Musik (wie die spezialisierten Ensembles), und neue Verknüpfungen zu suchen. Diese Suche hat viele Perspektiven geöffnet. Das mag zum Beispiel eine neue Art von Teamwork sein, wenn sich manche Komponis-

tin, mancher Komponist als Teil eines grösseren Kollektivs empfindet, sich vom Komponieren im emphatischen Sinn verabschiedet und im Verbund mit Dramaturgie, Video, Elektronik, Licht, Performance lieber den an den social media erprobten kurzen schnellen Eingriff ins Hier und Jetzt versucht. Das künstlerische Ergebnis beansprucht dann auch keine Haltbarkeit mehr, sondern verschwindet bald wieder. Es mögen andererseits neue Konzertformen wie Installationen sein. Ob Stücke im Fortissimo, ob sphärische Tonwolken oder Raumklang: alles nicht ganz neu, alles haben wir schon einmal irgendwo gehört. Aber die Lust an den Kombinationen nimmt spürbar zu. Der Stilpluralismus ist Gebot der Stunde. Das heisst auch: es besteht die Gefahr, den Fokus nicht zu finden. Und auch die Gefahr eines gewissen Dilettantismus: zu viel zu wollen auf zu vielen Gebieten, auf denen man (noch) nicht firm ist. Als klassischer Komponist für Rockband zu komponieren, muss geübt werden. Und vice versa. Aber der Dilettantismus hat eine schöne Schwester, nämlich die kindliche Lust am Spielen. Sie hatte in Donauesschingen einen grossen Auftritt. Und vielleicht findet sie demnächst ihre (oder eine, oder mehrere) Mitte(n). Wie sagte schon Friedrich Nietzsche: «Man muss noch Chaos in sich tragen, um einen tanzenden Stern zu gebären». Die Neue Musik ist wieder auf der Suche nach sich selbst.

Florian Hauser